

(Nachdruck verboten.)

## Der Schiffsjunge.

21) Eine Seegeschichte von Peter Egge.  
Einzig autorisirte Uebersetzung von E. Brausewetter.

Die Tage vergingen. Anfang Februar wurde Bemm achtzehn Jahre alt. Fast jeden Tag hörte er die Kameraden davon reden, daß der Schiffer Fracht abgeschlossen hätte. Bald hieß es nach Stettin, bald nach Hamburg, dann wieder nach Dieppe und nach London. Aber ebenso oft zeigte sich, daß es nur Vermuthungen waren.

Seit dem Tage, da dieses Gerede begann, war eine Unruhe und Sehnsucht über die Jüngeren an Bord gekommen. Sie waren es überdrüssig, im Hafen zu liegen, und wollten auf die See und nach Europa zurück. Die Aelteren dagegen meinten, man könnte noch gut hier liegen, bis der schlimmste Winter vorbei wäre, und dann in die See stechen, wenn der Frühling käme.

Alle hatten an der bitteren Fahrt nach New-York genug. Alle wollten zum Sommer heim und hofften auf Abmusterung. Bemm schwankte.

Die letzten Briefe der Mutter waren voll Freude darüber, daß er heimkehren wollte, um zu studiren. Sie erzählten, wie nett bereits sein Zimmer in Stand gesetzt wäre, und wie bald er sein Examen machen könnte, wenn er nur fleißig privatim studirte.

Jedes Mal, wenn er einen solchen Brief erhielt, ertappte er sich dabei, daß er sich nach der Mutter, den Schwestern, Kameraden und Büchern sehnte — nach dem Leben in den alten Verhältnissen. Aber dann wieder in anderen Augenblicken scheute er ängstlich all das, was seine Gedanken heimwärts ziehen konnte. Er durfte sich dem nicht hingeben.

Meist war sein Hirn mit etwas ganz anderem beschäftigt: Ei, wenn eines Tages der Kapitän an Bord käme und sagte, die Reise ginge nach London . . . die Schute könnte in vier Wochen dort sein . . . Dann würde alles vorbei sein, alles . . . Er würde Merry niemals mehr wieder sehen . . . Schon in vier Wochen!

Manchen Abend dachte er, wenn er wie berauscht in ihren Armen ruhte: „Ich verlasse sie nicht, nein . . . ich . . . ich . . . will nicht!“

### XVI.

Es war an einem Abend in den letzten Tagen des Februar. Merry und Bemm saßen zusammen auf dem Sopha in ihrem Zimmer. Sie hatte gespielt und gesungen. Später hatte er, wie gewöhnlich, erzählt und sie zugehört.

Dieses Mal hatte sie ihm sehr kurzes und unschuldiges Verhältniß zu dem Dienstmädchen seiner Mutter entlockt. Sie lachte laut auf, als er, roth und etwas verschämt, erzählte, wie die Mutter ihn eines Tages überrascht hatte, als er das Dienstmädchen küßte.

Er fragte lächelnd: „Ich begreife nicht, wie es Dir Vergnügen bereiten kann, daß ich Dir das erzähle. Ich wollte es nicht thun, weil ich glaubte, es würde Dir mißfallen.“ Die Worte kamen langsam, fast verlegen, in all ihrer Naivität.

„Nein, Lieber, wie kannst Du das glauben. Ich habe auch derartige Verliebtheiten durchgemacht im Alter von 16 bis 17 Jahren. Weiß Gott!“ Sie lachte.

Es entstand eine kleine Pause. Dann sagte er, ohne sie anzusehen — er fühlte das Gefährliche in der Frage: „Hast Du niemals einen Anderen geliebt? . . . Jemand vor mir . . . Du verstehst schon . . . Hast Du noch kein Verhältniß gehabt . . . Ich meine, Du, die so viel reist . . . so viele Männer trifft . . .“ Sein Gesicht war halb von ihr abgewandt, und er sah nicht, wie starr das ihrige wurde.

„Ja, Du verstehst wohl,“ fuhr er unsicher fort, weil sie gar nichts sagte. „Hast Du nicht . . .“

„Du fragst vielleicht,“ unterbrach sie ihn hart, „ob ich nicht bei jeder Reise ein neues Verhältniß habe?“

Er sah sie erstant an, sie war blutroth im Gesicht, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Betrübniß und Zorn hatte er bei ihr noch niemals beobachtet, und ihre Auffassung seiner Worte war so unbarmherzig und so ganz falsch.

„Nein, Liebste . . . es war durchaus nicht meine Absicht, Dich zu trüben, liebe, süße Merry.“ . . . Er stammelte und fand nicht genügend überzeugende Worte.

Da stand sie auf, trat ein paar Schritte zurück und blickte einen Augenblick auf ihn herab, als erwarte sie, er solle ausreden, etwas sagen, das ihre Zweifel beseitigen könnte. Betrübniß und Enttäuschung lag in ihren Augen.

Er kam sich selbst so gemein und jämmerlich vor. Sie war wieder die feine Dame geworden, und er nur der Schiffsjunge.

Sie ging nach ihren Kleidern. Da sprang er auf, lief zu ihr hin, warf sich vor ihr auf die Knie, schlang die Arme um sie und stammelte schnell, angstvoll und fieberhaft:

„Ich meinte nichts Böses damit, Frau Kapitän . . . Herr Gott, ich wollte nur sagen, wenn Sie Ihren Mann nicht mehr liebten, so . . . so könnten Sie leicht dahin kommen, einen anderen zu lieben, und würden gern mit ihm zusammen sein . . . Herr Gott . . . Wäre das denn so wunderbar? Das kann ja jedem passiren!“

Er weinte.

„Ich lasse Sie nicht los, bevor Sie mir vergeben haben. . . . Sagen Sie mich fort, dann stürze ich mich ins Meer. . . . Ja, das thue ich . . . das thue ich wirklich . . . Sie werden sehen . . . Oh . . . daß Sie so etwas Schlechtes von mir glauben können . . . von mir, der . . .“

Er drückte sein Gesicht gegen ihre Knie und schluchzte. Da strich sie mit der Hand über sein Haar hin.

„Ja, ja, Bemm, ich glaube Dir!“

Er weinte und schluchzte noch immer.

„Ich glaube Dir, Bemm, stehe auf!“

Sie zog ihn mit sich zum Sopha hin, nahm sein Gesicht zwischen ihre Hände und küßte es viele, viele Male. Er fühlte ihre warmen Thränen darauf niederfallen, und ihre Liebkosungen und Thränen erfüllten ihn mit solchem Jubel, daß er zu zittern begann, und flüsterte: „Wie gut Du bist, Merry . . . wie gut Du bist!“

Eine ganze Weile blieben sie stumm so sitzen, erfüllt von dem, was soeben geschehen war.

Beide fühlten — sie klar, er nur dunkel — daß ihr Verhältniß nicht mehr dasselbe wie früher war; es war etwas Neues hineingekommen.

Er wandte sich halb nach ihr um, als erwartete er, daß sie etwas sagen oder thun würde. Er wollte sie nicht aus ihren Gedanken herausreißen. Es saß ihm eine unbestimmte Furcht im Blut, daß er ihr leicht mißfallen könnte.

Dann nahm sie sein Gesicht wieder zwischen ihre Hände und küßte es langsam und wie in Gedanken.

„Du bist heute Abend so gut gegen mich, Merry!“

Sie lächelte ein wenig.

„Ja, könnte ich es Dir nur erzählen . . .“

„Was? was? Merry?“

„Barum ich anders bin, als bisher!“

„Ach, erzähle! Sage es mir!“

„Das ist nicht so ganz leicht . . . siehst Du, Bemm, damals, als wir zu der Gärtnerei hinführen — da liebte ich Dich nicht so wie jetzt . . .“ Sie blickte ihm in die Augen hinein. „Das Leben an Bord war so traurig für mich. Niemand, der sich etwas aus mir machte. Bleibe nicht Seemann, Bemm!“ rief sie plötzlich; „sie sind alle so einsüßig“ und traurig. Du würdest auch so werden, wenn Du einige Jahre zur See fährst!“

Die Worte schmerzten ihn, verwundeten den geheimsten Gedanken, der in seinem verliebten Jünglingsherz wohnte: daß er dadurch, daß er Seemann blieb, ihr immer nahe sein konnte!

„Du erinnerst mich an jene Zeit, da ich selbst noch ein Landmensch war — ja, denn Du bist kein Seemann, Bemm, und darum bist Du nicht, wie die andern an Bord . . . und Du sehnst Dich nach der Heimath . . . gerade wie ich, obgleich ich zur See gefahren war, seit ich 17 Jahre alt zählte, bis jetzt, da ich bald 25 bin. Du warst so rührend, daß ich fast Mitleid mit Dir empfand, und Du gestielst mir so gut. Ja,“ stieß sie hervor, als fiele es ihr schwer, alles zu sagen, was sie empfand. „Darum wollte ich gern mit Dir zusammen sein und mit Dir plaudern. Vielleicht waren es auch Deine grauen Augen . . . Hat noch keine Frau Dir gesagt, daß Du hübsch bist, Bemm?“

„Nein, aber versteht sich . . . so etwas sagen die Damen einem doch nicht!“

„Ach doch, so lange Du so jung bist, könnte eine ältere Dame es wohl gesagt haben. . . Du wirst es schon noch genug von Damen zu hören bekommen. . . wenn auch nicht so geradezu. . . in Worten.“

Hier fühlte er sich getränkt: sie dachte also nicht daran, daß er sich aus keiner anderen Dame mehr etwas machen würde, als aus ihr!

„Du verstehst, Wenn,“ fuhr sie langsam wieder fort, als suchte sie nach Worten, „daß ich Dich auch früher gern gehabt habe, aber nicht so wie jetzt. . . wie heute Abend.“

Es entstand eine kleine Pause.

Dann sagte er: „Und ich, der gerade heute Abend diese abscheulichen Worte gebrauchen mußte.“

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Mit dem friedlichen Raienidyll will es in diesem Jahr nichts werden. Kanonendonner, Bombardements in der Ferne und bei einer befreundeten Nation böse Hungerrevolten, Straßenkämpfe und Flintentugeln, die „wie Sprenggeschosse wirken, wenn sie auf den Knochen auftreffen.“ Von Blut und Zerstörung sprechen diese Tage.

Davon wollen aber eklische deutsche Kaufleute in Mailand nichts wissen. Sie beschwerten sich über die übertreibende Verichterstattung. Was liegt auch an den paar hundert Menschen aus dem Pöbel, die zusammengeschossen wurden: wenn nur Handel und Wandel keinen Stoß erleiden. Wehe, wenn das dreimal geheiligte Geschäft gestört wird! Man kann den waderen Landsleuten die Erbitterung nachfühlen. Empörte Menschen, halbverzweifelt über die entsetzliche Mißwirtschaft im schönen Italien, bauen Straßenbarricaden. Die militärische Reaktion führt Krieg gegen die Empörer; sie sorgt für die Wiederherstellung der Ruhe, der Kirchhofsruhe. Was will der Handelsmann mehr, der in Gemüthlichkeit seinen Wohlstand vermehren und vererben möchte? Aber nein, der Handelsmann soll nicht zu seiner Gemüthlichkeit gelangen. Nicht genug damit, daß die Hungerleider alle Demuth und Rücksicht bei Seite schieben und öffentliches Vergerniß erregen, es kommen noch andere neugierige Menschen, und in den Zeitungen fragt man nach dem Wie und Warum. Kein Mensch achtet das erprobte Sprichwort mehr „quiesca non movore“, nicht rütteln an dem, was still geworden ist. Oh, sie sind weise, unsere Handelsherren! Und so gemüthvoll! Von einem Ende Italiens zum andern fährt es. Die Erschütterungen, die bald hier, bald dort losbrechen, sind ganz offenbar die Ausbrüche Verzweifelter. In den plötzlichen, rapiden Aufständen, in den äußeren Anlässen, die die Massenleidenschaft entzünden, in der planlosen Durchführung, überall erkennt man ganz deutlich jene Anzeichen dumpfer Verzweiflung. Es tritt ein Mann in einen Bäckerdarm. Er fordert ein Brot. Man verlangt von ihm 40 Centesimi. Er will, wie vordem, nur dreißig geben. Oder er hat nur dreißig im Besitz. Der Bäcker leidet es nicht. Er will dem Mann das Brot wieder nehmen. Der will von seinem Brot nicht lassen. Nach eilen ein paar Gruppen von Zuschauern herbei. Vielleicht ist der physische Kontrast zwischen dem Bäckermeister und dem Mann, der für das Brot nur 30 Centesimi auslegen kann, zu groß. Auf der einen Seite üppige Fülle, auf der anderen mitleiderregende Mürigkeit. Kurz, dieser kleine Anlaß genügt und wie ein Wirbelsturm rast die Revolte durch die Stadt. Kein Mensch kann sich Regenschicht ablegen, wie und woher dies plötzliche Aufkommen. Spontan geht es, wie ein elektrischer Schlag, durch die Menge. Niemand ist da, der die Führung übernimmt oder sie übernehmen könnte. Niemand ist da, der die Kräfte vertheilt, der abmahnen oder beschwichtigen könnte. Das Verhängnis nimmt seinen Gang.

Es ist etwas Beklemmendes, unsäglich Trauriges um diese Hungerrevolten. Von der Hoffnungsfreude, dem Optimismus und der muthigen Lust, die im wirklichen großen revolutionären Beginnen liegt, das einer Idee zum Sieg verhelfen will, ist die dumpfe Hungerrevolte weit, weit fern. Als die Revolutionskämpfer Frankreichs ins Feld zogen, hatten sie ihren stolzen Feiergefang, die Marsaillaise. In den Wirbelstürmen, die jetzt Italien heimsuchen, kennen die Revoltirenden keinen Gesang; nur einen grimmen Aufschrei.

So klar und scharf Art und Wesen dieser Ausbrüche zu erkennen sind, die Sündenböcke werden dennoch in der sozialistischen Bewegung gesucht. Man denkt und empfindet in den herrschenden Kreisen Italiens genau so wie die ritterlichen Magyaren, die ein paar hundert Sozialisten abfassen, verhaften und in Gefängnisse sperren und nun glauben, die vielen Tausende ihrer Landknechte vor verzweifelten Thaten „warnen“ zu können. Der lächerlichste Widerstimm, die abernichteste Verleumdung wird hervorgeholt, um zu beweisen, daß die jäh aufbrechenden Erschütterungen im Volkskörper von „langer Hand“ vorbereitet seien, daß eine planmäßige Agitation im Finstern schleiche, und was dergleichen Dinge mehr sind. Mögen die Thatfachen das Springhast in den Geschäften, die völlige Erschöpfung nach jedem verzweifelten Ausbruch noch so grell beleuchten, daß hier von keinem planvoll geführten Krieg die Rede sein kann, daß man es mit kramphastigen Zudungen eines verelendeten Volkes zu thun hat: Die Wahr-

heit wird dennoch nicht bekant. Nur nichts eingestehen, nur nichts bekennen. In diesen kriminalistischen Satz halten sich die italienischen Herrschaften; und darum schreien sie: Haltet den Dieb! und heben Redaktionen sozialistischer Blätter auf, verhaften die Deputirten und arbeiten mit Verfolgungsseifer darauf los.

Es giebt in allen diesen Dingen einen internationalen Zusammenhang; und so wird das tiefe Unglück Italiens auch bei uns zu selbstigen Zwecken ausgebeutet. Geschehe es noch offen und brutal, die armen Verführten, die nun der Rasen deckt, oder die zu Tartüfferie wird. Leute, die bei uns sehnsuchtsvoll zu einem Putzsch drängen möchten, um dann ihren Schnitt zu machen, wischen sich die Thränen der Mürung vom Auge und klagen: Ach, die uneligen Opfer, die armen Verführten, die nun der Rasen deckt, oder die zu Strüppeln geschossen wurden! An ihren Früchten sollt ihr sie erlernen, die Volkverführer! Das sind die Folgen der ungezügeltsten sozialdemokratischen Agitation. Mögen die Berater des Staates vorbeugen, so lange es Zeit ist!

So ungefähr der Gedankengang derer, die das empörende Proletariat Deutschlands gewalttham in die Tiefe zurückstößt, die die winzigen Rechte, die erlangen wurden, den weitesten Volksklassen wieder entwinden möchten.

Hundertmal ist es betont worden, in jeder Wahlversammlung wird es wiederholt: An Barricadenkämpfe denke kein modern empfindender Sozialdemokrat, auf geistigen Bahnen, an der Urne werde im sein Recht gelämpft, sein Stimmzettel werde eine Waffe in seiner Hand! Es ist umsonst. Die alten Lügen, die alten Verdrehungen werden wieder aufgetischt.

Wenn nach dem Sinne dieser blindwüthigen Mächte entschieden würde, dann könnte Deutschland auch bald in die seltsame Ruhe gelullt werden, in der man rasch keinen freien Athemzug mehr vornimmt. Was würde da nicht alles als aufreizend, was nicht „als Hohn und Verächtlichmachung geheiligter Institutionen“ gelten können! Man frage irgend einen Radfahrer und wäre es ein Bürgermeisterlein über fünfshundert Seelen, wo seiner Meinung nach eine Kritik berechtigt sei, wo nicht. Wie würden die Vergehen gegen den Unthatsparagrafen anschwellen, und man kann doch jetzt schon Erkelliches darin leisten.

In München war neulich der Herausgeber der Berliner Zeitschrift „Zukunft“ vor Gericht gestellt. Es handelte sich um den vielgenannten König-Otto-Artikel. Kein nüchternen Leser konnte auf die Idee kommen, daß hier das Unglück des Königs Otto verhöht werden sollte. Das Gericht aber befahte sich mit dem Empfindungsleben des Verfassers. Man nahm an, daß ihn höhnische Empfindungen geleitet hätten.

Von der Praxis des ambulanten Gerichtsstandes sei hier abgesehen. Das ist eine rechtspolitische Frage, über die schon viel verhandelt wurde, die an sich eine Gefahr mehr für das freie Wort in der Presse bedeutet. Wie leicht kann man in Preußen die heiligsten Gefühle eines Münchener Lokalphilisters beleidigen; und wie leicht umgekehrt in Bayern das Herrenbewußtsein eines ostpreussischen Junkers!

Allein, das sei jetzt nebensächlich. Wie will man haarscharf über Empfindungen zu Gericht sitzen und einen Indizienbeweis gleichsam darüber aufnehmen, von welcher Empfindung ein Schriftsteller klappt und klar besetzt war. Jeder Schriftsteller, der jemals rational oder kritisch hat, weiß aus ganz persönlicher Erfahrung, wie von fremdbeter so gut, als von feindlicher Seite gerade sein Sentiment mißdeutet wurde. Oft wägt man das Wort, um vorsichtig und nicht verlegend Kritik zu üben. Der Andere ist doch empört, und in der leiseften Mahnung erkennt er nur höhnische Absicht. Wie viel verhängnißvolle Zerwürfe sind bei Indizienbeweisen schon vorgekommen, und es handelte sich doch da um Thatfachen. Wie will man auf grund von Indizien das Gefühl irgend eines Schriftstellers vor Gericht seziren? Harden, der Verfasser des König-Otto-Artikels, sprach von zwei geistig unangelernten Personen, vom Bayernkönig und vom Dichter-Philosophen Meyrow!

Diese Zusammenstellung allein war ein Indizium. Der Schriftsteller sollte neben dem König nicht einen Namen wie Nietzsche nennen. Ja, dann ist aber jede allgemeinere Betrachtung bedroht. Wer wird denn von einem Fürsten verlangen, daß er leiste, was irgend ein künstlerisches Genie leistet? Und im gegebenen Falle läßt sich ja nichts vergleichen. Nietzsche durfte doch blendende Werke veröffentlichen, ehe er krank wurde. Ihre künstlerische Form kann selbst den erfreuen, der die philosophischen Grundideen Nietzsches gemiß nicht theilt. Aber der unglückliche Otto durfte ja gar nicht zur Entfaltung kommen. Er war längst krank, ehe er König geworden war.

Das Richter über Schriftstellerliche Empfindungen ist eine eigenthümliche Sache. Wie oft gehen die Meinungen über irgend ein Werk selbst bei reifsfähigen kritischen Mithellern auseinander. Der eine meint, hier war der Verfasser ironisch, der andere sieht keinerlei Ironie heraus. Wer wollte vor Gericht so bestimmt die Empfindungen eines Literaten messen und wägen? Sie sind ja wandelbar selbst während der Arbeit. Soll das sensible Literaturgeschlecht noch immer weiter eingeschüchtert werden? — Alpha.

### kleines Feuilleton.

—o— Neue Geleise. Der Sekretär Brand konnte nicht schlafen. Sonst hatte er, trotz seiner sechzig Jahre, sich immer einer gesunden Nachtruhe erfreut. Am halb elf Uhr ging er in sein Zimmer und

spätestens um elf Uhr war er eingeschlafen. Heute aber hatte er auch außergewöhnliche Aufregungen gehabt. Sein Bruder, der Maschinenfabrikant, war am Abend zum Besuche gekommen. Das war ein besonderes Ereignis. Der Fabrikant kam immer nur, wenn ihn Sorgen quälten, wenn er über irgend etwas ins Klare kommen wollte. Solche Stunden aber kamen recht selten vor, denn der Fabrikant gehörte zu den Menschen, die gerne von sich sagen, daß sie mit allem allein fertig werden, daß sie keine Stütze, keinen Rath brauchen. Er kam darum auch nie zum Sekretär um einer Aussprache wegen, um einen Beistand, sondern — nur auf Besuch. Beim Plaudern, wenn man unter der Gasröhre am breiten, braunen Eßtisch saß oder vom Balkon aus über die Eisenbahn nach den Feldern und dem dunklen Grunewald blickte, wurde ganz selbstverständlich nach den Familienverhältnissen und dem Gang der Geschäfte gefragt. In der leichtesten Form der Unterhaltung betrieb man sich. Der Fabrikant brauchte nicht um Rath zu bitten und konnte doch vollkommen fest in seinen Absichten nach seiner Fabrik zurückkehren, die mitten in dem Arbeiterviertel lag.

Diesmal jedoch war es dem Sekretär schwer geworden, seinen Bruder zu beruhigen und zu stärken, ihm seine Zuversicht und seinen Rath wiederzugeben. Aber da der Sekretär wußte, daß er der einzige Mensch war, dem sich der Bruder anvertraute, dem er zeigte, daß auch er nicht eine unerlöschliche, stets gleich starke Kraft besitze, fühlte er sich gezwungen, ihm ein Helfer und Erfrischer zu sein.

Der Fabrikant hatte ihm erzählt, daß seine Arbeiter streifen wollten. Sie verlangten eine durchgreifende Kürzung der Arbeitszeit und eine Lohnerhöhung, die den durch die verkürzte Arbeitszeit eintretenden Ausfall am Verdienste wieder ausgleichen sollte. Sie waren Beide in der Entrüstung über diese Forderungen einig. Wie durften die Arbeiter es wagen, ihren „Brotherrn“ vorzuschreiben zu wollen, wie lange er in seiner Fabrik arbeiten lassen wollte? — Das kam aber nur daher, daß einige große Fabriken den Achtstundentag eingeführt hatten — mit Erfolg. Bester Erfolg — ihnen sollte man nicht erzählen, daß in acht Stunden eben so viel geschafft werden könne, wie in zehn Stunden. Mit diesen neuen Moden verdarb man ja die ganze Arbeiterschaft! Da mußte sie ja anpruchsvoll und forderungsjüchtig werden. Man hatte eben in allem die alten Geleise, die soliden Bahnen des Geschäftswesens verlassen. Am liebsten hätte man wohl gar die Arbeiter zu Mittheilhabern ernannt! ... Wie äppig jetzt diese Arbeiter lebten! Sie hatten doch schließlich zu essen — und Zeit zum schlafen ließ man ihnen auch. Jetzt wollten sie sogar noch Zeit haben, um sich bilden und ihre Kinder besser erziehen zu können. Und dann wollten sie auch bessere Schulen — und was nicht noch alles! Ja, sie nahmen es sich sogar heraus, auch an den höheren Kulturgenüssen theilnehmen zu wollen —

Das ging doch entschieden nicht. Aber an diesen Forderungen waren nur die Schuld, die den Arbeitern entgegenkamen auf den „neuen Geleisen“. Doch der Fabrikant wollte ihnen schon zeigen, daß er der Herr sei. Der Sekretär hatte seinen Bruder in dieser Absicht bekräftigt. Die Arbeiter wollten gewiß nur eine frivole Kraftprobe machen. Geld würde es ja dem Fabrikanten kosten — aber er müsse der Ueberlegene bleiben.

Ja, und dann verlangten sie noch Abschaffung der Ueberstunden. Jetzt gerade, swo soviel fertig zu stellen war! Sie hatten sich sogar erlaubt, ihm zu sagen, er könne Doppelschicht einführen.

Die Arbeiter wollten es garnicht mehr mit ihren Brotaggebern halten. Sie meinten sogar, er halte es ja auch nicht mit ihnen, sondern entlasse sie ganz einfach, wenn die Arbeit knapp würde.

Der Sekretär hatte seinem Bruder das Versprechen abgenommen, den Arbeitern unter keiner Bedingung etwas zu bewilligen. Wenn andere Fabrikanten so leichtsinnig waren, er sollte auf den guten, altbewährten Wegen bleiben ...

Diese Nachrichten hatten den Sekretär so aufgebracht, daß er sich noch einmal vom Bett erhob und sich zum Fenster hinausbeugte, um den Stopp zu fühlen. In diesem Augenblick fuhr der letzte Zug auf der Verbindungsbahn vorbei. Nun mußte die große, dunkle Nachtruhe kommen. Doch da fiel ein greller Schein vom Bahnhof her. Ein großer Trupp Arbeiter näherte sich. Mehrere trugen Ständer, aus denen helle Flammen emporloderten. Sie setzten die Ständer nieder und machten sich daran, die alten Schienen auszulösen. Ihr Geklopfe und Gehämmer drang laut durch die Stille. Andere, die nach und nach in den Lichtschein traten, schleppten schweigend neue Schienen herbei. Der Schatten der Arbeitenden fiel lang und breit über die Umgebung.

Der Sekretär starrte mit großen Augen in dieses seltsame Nachtsfreiben. Die ergreifende Stimmung, die von der Thätigkeit der Schienenleger ausging, ließ ihm zum Bewußtsein kommen, daß die moderne Zeit Bedürfnisse hervorbringt, die früher ganz unbekannt waren. Das Leben der neuen Geleise — Ja, ja. Die neuen Geleise mußten wohl gelegt werden?!

Er blieb noch lange wach. — —

**Musik.**

—er—. Eine Berliner Musikausstellung. Der große Unterhaltungserfolg der Wiener Musikausstellung im Jahre 1892 hat den Witz einiger Ehregeizlinge, welche so gerne als Führer des musikalischen Berlin posiren möchten, zu einem ohnmächtigen Größenwahn emporgestachelt. Die kalte Fabriksarkitektur des Meppalastes in der Alexandrinerstraße schien den Herren als Rahmen einer Ausstellung für Musik und der mit ihr in Beziehung stehenden Kunst-

und Gewerkszweige ebenso würdig und einladend zu sein, als der in seiner vollen Sommerpracht unvergleichliche Wiener Vater, und so erstand in dieser glorreichen Ausstellung eine der schlimmsten Kunstsanagen unserer Zeit. Die Errichtung eines Richard Wagner-Deumals in Berlin soll der Zweck dieser Veranstaltung sein. Ohne Zweifel wären dem in der Reichshauptstadt sich konzentrierenden Musikleben Deutschlands aus aller Welt die reichsten, interessantesten und argstehesten Mittel zur Verfügung gestellt worden, hätten jene Persönlichkeiten und Körperschaften, auf deren reichliche Beiträge man gewiß gerechnet, Vertrauen zur glücklichen Verwirklichung des Grundgedankens der ganzen Unternehmung erlangt. Aber ein Blick in dieses vielstöckige, vom Strahlenlärm umbrandete und in einer engen Süßstraße gelegene Haus mußte zur traurigen Erkenntniß führen, daß diese gleichmäßigen, kalten Zimmerfluchten, in denen Hofslicht und Korridorwinkel einen verstimmenden Kampf aufführen, keine stimmungserregenden und kunstgeweihten Stätten bilden können. Dies Uebel wurde noch durch die Phantasien eines Göttnas-Gesamades verschärft, welcher die Wandpfeilerflächen der vier Höfeiten mit mittelloses langgestreckten Figuren aus Wagner'schen Opern und die Quersflächen zwischen den einzelnen Stockwerken mit Stillleben schmücken zu müssen glaubte, in welchen Blumen, Früchte, Musikinstrumente, Noten- und Kompositionsköpfe sich zu einem Chaos zugleich schmerzhafter und heiterer Tragikomik und Jahrmarktsnaivelat vereinigten. Dieser traurigen Unterkunft entspricht die geradezu beschämende und erschreckende Inhaltlosigkeit dieser Ausstellung. Gerade von Dokumenten, Autogrammen, Reliquien, Partiturnschriften, Albumwidmungen, Entwürfen des Meisters, zu dessen Ehren die ganze Sache inszenirt ward, ist nicht ein bedeutendes Stück zu sehen. Wo blieben die werthvollen autographen Schätze der Privatleute und Verleger, wo die Familie Wagner's, wo die zahlreichen Vereine und Museen seines Namens? Dafür werden die Besucher mit sehr überflüssigen Jahresberichten und vergilbten Photographien, verstaubten Partituralerhäumern und Manuscripten halbvergessener oder der musikalischen Durchschnittkenntniß ganz unbekannter Musiker entschädigt. Das Werthvolle der Ausstellung ist einzig in der königlichen Instrumentensammlung zu suchen. Die lehrreiche Betrachtung, wie sich die Epochen der Instrumentalbaukunst in der mannigfachen Konstruktions- und künstlerischen äußeren Ausschmückung von einander schieben, vertieft sich noch durch das Bewußtsein, daß diese dünnen, zitherartigen und seelenlosen Clavichambaltöne einst der großen inneren Tonwelt J. Seb. Bach's und Mozart's gemigten, und daß selbst der Wiener Flügel Karl Maria von Weber's und das vom Londoner Erard 1832 Mendelssohn geschenkte Klavier angefaßt der Fabrikate unserer Gegenwart wie Ton-Echos einer ferneren, verklungenen Instrumental-Kultur sich ausnehmen. Aber wozu für die Beschichtigung dieser gewiß hochbedeutenden Instrumentensammlung Entree zahlen, wenn sie alltäglich am Schinkelplatz unentgeltlich zu bewundern ist? Nennen wir noch aus der, mit etwas liebhaberiſcher Kritiklosigkeit zusammengestellten musikhistorischen Sammlung des Herrn Nicolas Manskopf in Frankfurt a. M. die ehrenwürdig nachgedunkelten Theaterzetteln der ersten Aufführungen des „Freischütz“ und des „Oberon“ unter Weber in London, ferner eine hübsche Porträtreihe von Berlioz und seiner Gattin Henriette Smithson, einige, in ihrem Inhalte eben nicht bedeutende Briefe berühmter Operationspositoren, mehrere ausgelassene lustige, französische Karikaturen und schließlich aus dem Besitze der Frau Marie v. Bülow die f-dur-Symphonie von Brahms und ein Autograph Wagner's — so haben wir alles für den Forscher Wichtige, für den Liebhaber und Dilettanten Interessante, für den Laien Wissens- und Sehenswerthe mitgetheilt. Denn unsere hervorragenden Verlags- und Instrumenten-Firmen glänzen durch Abwesenheit, und was an Theaterausstattungs-Plänen, Theaterplänen, Dekorationsstücken zc. zu sehen ist, erhebt sich kaum über das Niveau geschickt arrangirter Auslagelästen. Jeden klar und unbeeinflußt urtheilenden Beschauer dieses Verbildes einer Kunstausstellung wird die nicht wegzuleugnende Thatsache, auf solcher Weise den thätigenkräftigen Beistand für die Ehreng des deutscher Ländchters geschädigt zu sehen, mit Scham und Unwillen erfüllen

**Geographisches.**

— Im Maiheft der dänischen Zeitschrift „Nord og Syd“ veröffentlicht Frithjof Nansen einen Artikel: „Wie der Nordpol erreicht werden wird“, dessen Hauptinhalt wir hier wiedergeben. Nach einigen Bemerkungen über die Ansichten früherer Geographen bezüglich der Frage, ob es Land am Nordpol gibt, erklärt Nansen, er zweifle nicht daran, daß das 2000 Faden tiefe eisgefüllte Meer, über welches „Fram“ auf seiner Fahrt einhertrieb, auch den Pol selbst bedeckt. Auf der europäisch-asiatischen Seite des Pols ist dieses Meer schon detart untersucht worden, daß kaum viel unbekanntes Land dort entdeckt werden kann; anders aber verhält es sich mit der amerikanischen Seite, wo es die Möglichkeit giebt, noch unbekanntes Landstrecken und Inseln zu entdecken. Wie aber die noch unbekanntem Theile dieses Meeres unteruchen? Auf diese Frage antwortet Nansen, daß es mehrere Mittel giebt, und daß seiner Ansicht nach jedes von diesen gute Resultate bringen wird. Das erste und beste bleibt doch die „Fram“-Methode, die einen wissenschaftliche Forschungen ermöglichenden längeren Aufenthalt im Polarmeere gestattet. Nansen beschreibt den Plan einer solchen Expedition: „Es ist meine Ansicht, daß die Expedition gegen Norden durch die Behringstraße gehen und in das Eis in nördlicher oder vielleicht eher nordöstlicher

Nichtung irgendwo zwischen 160 Gr. und 170 Gr. w. L. eindringen muß. Das Schiff wird dann vom Eis eingeschlossen und zweifelsohne über das unbekante Meer weit nördlicher als „Fram“, möglicherweise gerade querüber, jedenfalls aber unweit des Nordpols, geführt werden und es wird irgendwo an der Ostküste Grönlands wieder ins offene Meer hinauskommen. Ein solches Treiben wird aber längere Zeit beanspruchen, als dasjenige des „Fram“, wahrscheinlich etwa fünf Jahre.“ Möglicherweise wird man gegen eine solche Expedition einwenden, daß ein so langer Aufenthalt im Polarmeer mit großer Gefahr verbunden ist. Dies leugnet aber Nansen ab; er behauptet, daß der Aufenthalt ein überaus gesunder ist, weil alle Krankheitskeime in der Polarluft fehlen. Was den früher so gefährlichen Storbub betrifft, so scheint er von einem gewissen, den Leidensgenossen ähnlichen Giftstoff herzurühren, der sich in verfaulten Konserven entwickelt; aber nach den auf „Fram“ gemachten Erfahrungen läßt sich heutzutage dieser Gefahr leicht entgehen. Auch bestrittet Nansen, daß die Entbehrungen und die lange Einsamkeit Melancholie und andere Gemüthsleiden hervorbringen sollten. Wenn eine Expedition wohl ausgerüstet ist und aus erwählten Männern besteht, meint Nansen, daß damit keine größere Gefahr verbunden ist, als mit vielen anderen im Leben auszuführenden Unternehmungen.

Was die Ausforschung der amerikanischen Seite des Polarmeeres betrifft, so wird man nach Nansen's Ansicht am weitesten mit Schlitten und Hunden gelangen. Mit Bezug hierauf hat die „Fram“-Expedition erwiesen, daß sich in dieser Weise große Strecken auf dem Polareise zurücklegen lassen; weiter erfordern solche Expeditionen weniger Zeit, wie auch die Teilnehmer ihre Bewegungen beherrschen, sie gestatten aber keinen längeren Aufenthalt in den Polarregionen. Ueber eine dritte, erst kürzlich zum ersten Male versuchte Vorgangsweise zum Ausforschen von Polargegenden, und zwar mittels Ballons, spricht Nansen sich dahin aus: „Ich glaube, daß der Ballon die besten Dienste in der Polarforschung machen könnte, wenn man ihn nordwärts mit Schlitten, Hunden und einer vollständigen Ausrüstung fliegen ließ, und wenn dann die Schlittenexpedition den Ballon verlassen könnte, um sich in südlicher Richtung fürtdaß über das Eis zu arbeiten. In der Weise würde man der zweimaligen Durchwanderung derselben Strecke entgehen und daher im Stande sein, die zu durchziehende Gegend zum Gegenstand einer gründlicheren Ausforschung zu machen.“

**Medizinisches.**

t. Neues Mittel gegen Ischias und Asthma. Das Bekannte Mittel gegen Fieber und Kopfschmerz, das Antiphrin, leistet nach den Angaben von Dr. Kühn in der „Allgemeinen Medizinischen Zentralzeitung“ besonders gute Dienste zur Behandlung der Ischias. Das Mittel wird nicht immerlich gegeben, sondern in einer wässrigen Lösung unter die Haut der Lendengegend gespritzt. Auf diese Weise soll die Lösung in direkte Berührung mit den erkrankten Nerven gebracht werden. Kühn hat in vier Fällen, in denen andere Behandlungsarten nutzlos blieben, schon nach den ersten Einspritzungen und nach einiger Zeit sogar eine vollständige Besserung erzielt. — Auf dieses neue Verfahren natürlich noch weiteren Prüfungen unterworfen werden, ehe man von ihm sichere Erfolge erwarten darf, so ist ein in England nun erfundener Apparat ohne Bedenken allen Asthma-, Herz- und Lungenleidenden sehr zu empfehlen. Bei solchen Kranken genügt meist die gewöhnliche Bettruhe nicht, da sie die Brust nicht von der Last von Säultern, Armen, Hals und Kopf befreit, somit die geschwächten Muskeln der Anstrengung bei der Athmung nicht genügend entbehrt. Die neue Erfindung hat nun den Zweck, das Gewicht der obersten Extremitäten durch Tragbänder zu stützen. Diese sind so lan Federn befestigt, daß sie weder die Brustwände beengen noch die Freiheit der Bewegung behindern. Der Apparat nimmt wenig Raum im Bette ein und der Kranke kann sich durch Verstellung einer seitlichen Vorrichtung beliebig in eine höhere oder tiefere Lage bringen, ohne das Kopfsissen verschieben zu müssen. Der Erfinder litt selbst an Asthma und seine Anfälle sind seit Gebrauch des Apparates schwächer und seltener geworden. Die Erfindung hat sich in England auch in anderen Fällen bewährt und wird vom „British Medical Journal“ bei allen Krankheiten empfohlen, wo die Entlastung des Rumpfes von dem Gewicht von Kopf, Schultern und Armen erwünscht ist. —

**Aus dem Thierleben.**

ie. Honigsaßende Staare. Der Naturforscher B. Smith theilt im „Entomologist“ eine Reihe interessanter Beobachtungen mit, welche zeigen, wie sich ein Thiergeschlecht allmählig eine ganz neue Angewohnheit zulegt. In Neu-Seeland bemerkte Smith schon früher, daß die neu eingeführten Staare Bienen tödteten und in ihr Nest schafften, um ihre Jungen damit zu füttern. Nun giebt es aber dort auch einen einheimischen Vogel, der zur Staarfamilie gehört und ein leidenschaftlicher Honigfresser ist. Wahrscheinlich ist er auf demselben Wege zu dieser Gewohnheit gelangt, wie auch die jetzt eingeführten Staare sie allmählig annehmen. Zunächst hat er die Bienen nur zur Fütterung seiner Jungen getödtet, dabei aber entbedkte er den Honigsaß des Insekts und den süßen Geschmack seines Inhalts. Von nun an fing er die Bienen noch leidenschaftlicher, um sich die neue Lieblings Speise zu verschaffen. Die eingeführten Staare haben es darin sogar noch weiter gebracht,

dem sie besuchen bereits einige leicht zugängliche Blüthen selbst, um Honig aus ihnen zu saugen. So hat wahrscheinlich ein zufälliger Fund beim Tödtten einer Biene aus den dortigen Staaren ein Volk von Honigräubern gemacht. —

**Humoristisches.**

— Ein sonderbarer Patient. Eines Morgens um 4 Uhr wird in einem Berliner Krankenhaus der diensthabende Arzt herausgellingelt. Im Aufnahmezimmer findet er einen schwankenden, wankenden Beduften. „Was fehlt Ihnen?“ fragt der Arzt. Und der „Kranke“ antwortet: „Herr .. Herr Doktor .. mich gehen schon seit drei Wochen die Haare aus!“ —

— Mittel gegen „Kiebiße“. In einem Gasthause einer kleinen Thüringer Stadt saßen unlängst zwei leidenschaftliche Spieler beim Sechsunndsechzig. Allein die Freude am Spiele wurde ihnen schwer durch zwei „Kiebiße“ beeinträchtigt, die ohne Unterlaß ihr besseres Verständnis kund zu thun bemüht waren. „Ach, wären Sie so freundlich, mein Spiel einen Augenblick zu übernehmen?“ lieh sich der eine Spieler seinem „Kiebiß“ gegenüber vernehmen. „Sehr gern.“ — „Ach, Sie spielen wohl 'mal ein bißchen für mich“, bat der andere Spieler den andern „Kiebiß“. Und nun spielten die beiden Vertreter mit Feuereifer die ihnen übertragene Partie, während die beiden Spieler — im Hinterstübchen ihre Partie ungestört weiter spielten. —

— Kahnfahrt. „Am Himmelswillen, Herr von Janoshazy, das Boot sinkt!“

„Ober bitte, genädige Fraulein, wozu Aufregung, Boot gehört ja nicht mir, hob' ich es doch nur von Frajnd ausgeliehen.“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— Eine Seeschlacht im Kleinen lieferten im Hamburger Segelschiffhafen der Führer eines Oberländer Kahns und der Steuermann eines Schleppdampfers. Sie gerietten zuerst in ein Wortgefecht, dann warf der Oberländer Schiffer mit einem Stück Holz nach dem Steuermann. Dieser, kurz entschlossen, ergriff die gerade zum Dedwaschen in Gebrauch befindliche Dampfspritze und richtete einen kalten Wasserstrahl auf den Hülkopf. Auf das Geschrei des Begossenen eilten ihm die Oberländer von den Kähnen, die in der Nachbarschaft lagen, zu Hilfe, Frauen und Kinder auch, und eröffneten ein Bombardement auf den Dampfer. Wer sich aber zu weit vorwagte, belam sofort eine Ladung Wasser von dem in gedachter Stellung befindlichen Steuermann. Erst die Hafenspolizei machte der Szene ein Ende. —

y. Bei Jütland sind zwei Fischer infolge Sinkens ihres Bootes ertrunken. —

— Einem 17jährigen Lehrling in Suhl wurde, als er sich gerade setzen wollte, im Scharz der Stuhl plötzlich weggezogen. Der junge Mann stürzte so unglücklich, daß er völlig gelähmt liegen blieb und anscheinend schwere Verletzungen des Rückgrates erlitt. —

— Ein Ausstand der Biertrinker besteht seit einigen Tagen in dem Bergkreisdorf Wiedersleben bei Erfurt. Die Gemeinde beschloß die Einführung einer Biersteuer, darauf erhöhten die beiden dortigen Gastwirthe den Preis für das Seidel von 13 auf 14 Pfennige. Sämmtliche Bewohner blieben nummehr den Gastwirthschaften fern. Die Wirthe verpflichteten sich gegenseitig unter Festsetzung einer Konventionalstrafe von 150 M. auszuharren. —

— In dem Eifelort Ringsheim ist eine Anzahl Personen infolge des Genusses verdorbener Fische schwer erkrankt; fünf derselben befinden sich in hoffnungslosem Zustande. —

— Das bischöfliche Ordinariat Augsburg hat eine Verfügung erlassen, die sich mit der Ausübung der Heilkunde durch Geistliche befaßt. Die kirchlichen Vorschriften über diese seien gewissenhaft zu beobachten und überhaupt alles zu unterlassen, was das so wünschenswerthe gute Einvernehmen mit dem hochachtbaren Stande der Aerzte irgendwie trüben könne.“ Die „Vielgeschäftigkeit“ habe „schon hunderte von Priestern, wir sagen kein Wort zu viel, nicht bloß um das Vertrauen, sondern auch um ihren guten Ruf und damit um den eigentlichen Erfolg ihres Wirkens gebracht.“ —

— Der Wiener Maler Engelmann erschöß sich im Rodawitzer Reviere bei Würzstein (Böhmen). Vor einigen Wochen war seine Verlobung zurückgegangen, seitdem war der sonst fröhliche Künstler niedergeschlagen, äußerte auch Selbstmordgedanken. —

— Im Ort Nagy-Beregh (Ungarn) hat ein fürchtbares Schadenfeuer gewüthet. 58 Häuser und 125 Nebengebäude sind total niedergebrannt. Mehrere Kinder werden vermißt. —

— In der Nähe von Flers (Frankreich) stürzte ein mit 20 Firmlingen besetzter Omnibus über einen Abhang hinab. Der Kutscher und 10 Kinder wurden schwer verletzt. —

— Bei der Feier eines Wahlsieges explodirte in Chésne bei Metzères eine Kiste mit Feuerwerkskörpern. Zwei Personen erlagen den erhaltenen Verletzungen. —

— In der Stadt Snydl (Gouvernement Minsk) sind 400 Häuser niedergebrannt. —

— Kerzen aus dickflüssigen Rückständen russischen Petroleums will man jetzt in Balu herstellen. Sie sollen außerordentlich billig sein und an Leuchtkraft dem Petroleum gleichkommen. —

— Ein fürchtbarer Sturm suchte die Nordostküsten Japans heim. Mehr als 200 Fischerboote mit 1500 Personen werden vermißt. —